

überschreitet, werde bestehen müssen. Die Geheime Offenbarung bringt die Zusicherung des Sieges; aber er würde nicht mit irdischen, vor allem politischen Waffen erkämpft werden, sondern durch die Treue in der Verfolgung. Unsichtbare Mächte wirken in der Geschichte der Menschheit; die Apokalypse enthüllt sie für den gläubigen Blick. Ihr reicher theologischer Gehalt kommt in der vorliegenden Darstellung schön zur Geltung, besonders die Lehre von Christus und von der Kirche. Nur die Auslegung des Tausendjährigen Reichs wird wohl kaum allgemeine Zustimmung finden. Die Übersetzung aus dem Französischen ist flüssig.

A. Brunner S.J.

Schmitt, Ernst: Leben in den Weisheitsbüchern Job, Sprüche und Jesus Sirach. (208 S.) Freiburg 1954, Herder. DM 12,50.

Mit wachsender Spezialisierung der theologischen Wissenschaften wird man um so mehr jede Arbeit begrüßen, die von der Einheit beider Testamente her Entwicklung bewußt machen will, der das menschliche Verstehen gegenüber dem sich selbst erschließenden Gott notwendig unterliegt. Unter dieser Rücksicht hat der Autor den für biblische Theologie zentralen Begriff des Lebens bearbeitet, eingeschränkt auf den Kern der Weisheitsliteratur. Dabei wird von religionsgeschichtlichen und textkritischen Fragen abgesehen, obgleich sie gerade für so entscheidende Stellen wie Sir 48, 11 Jb 19, 25 f.; 29, 18 zu weitreichenden Konsequenzen führen könnten, und die Lösung von der Systematik biblischer Theologie her gesucht, in der Identität von Gott und Leben; denn „unabhängig von Gott gibt es für unsere Weisheitsdichter kein Leben in der Welt. Der letzte Grund für das ewige Leben des Menschen liegt ebenso und erst recht in der Lebensmitteilung des „ewig Lebendigen“ (159).

So wird nach einer kurzen philologischen Analyse der in Frage kommenden Begriffe, die Lehre und Offenbarung von Gott als Schöpfer und Herrn des Lebens allen weiteren Erwägungen zugrunde gelegt. Was der Fromme jener Epoche an „lebenspendenden Kräften“ kennt, ist stets auf Gott, das Leben schlechthin, rückführbar, auch in so typischen Ausprägungen wie Weisheit, Zucht, Tugend etc. Alle diese Kräfte sollen den Menschen in eine positive Heilsbeziehung zu seinem Schöpfer bringen. Wo sie gestört ist, herrscht der Tod. Sünde und Tod sind Gott und Leben entgegengesetzte Kräfte. Dabei scheint im Anschluß an Gn 2, 17; 3, 19 nicht nur an die persönliche Sünde gedacht zu sein, wenigstens nicht Sir 25, 24. „Der tiefste Grund für das Sterbenmüssen ist die Erbsünde“ (109).

Nach solchen Überlegungen mehr grundsätzlicher Natur kann die Frage gestellt werden, auf die es dem Autor letztlich ankommt: Glaubt der Fromme jener Zeit an ein ewiges

Leben? Daß es ein Wissen um Weiterexistenz der Seele gegeben hat, ein Hoffen des Gerechten über den Tod hinaus, ja Glauben an Vergeltung unabhängig von der so fragwürdig gewordenen Erfülltheit dieses Lebens, ist sicher. Das Problem liegt eigentlich erst bei der Auferstehungshoffnung, die allerdings das eindeutigste Kriterium für die Beantwortung der gestellten Frage bilden könnte. Der Autor sieht sich auf Jb 19, 25 ff. angewiesen, eine Stelle also, die in ihrer exegetischen Auswertung außerordentlich kompliziert ist, und zwar gerade in dem eindeutigen Nachweis, daß eine jenseitsgerichtete Lebenshoffnung gemeint sei. Seinen Prinzipien entsprechend geht der Autor aber nur kurz auf den Text ein und schließt von dem Begriff, den Job offenbar von Gott hat, auf die Lebenshoffnung, die er haben mußte und aussprechen könnte: „so wagen wir den Schluß: Jobs Hoffnung auf sein eigenes ewiges Leben gründet im ewigen, tätigen und lebendigen Gott, der Quelle alles Lebens“ (178). Mag man auch unbefriedigt bleiben von der einseitigen Anwendung des zugrunde gelegten Prinzips, so muß man doch zugeben, daß mit rein exegetischen Mitteln kaum eine größere Klarheit gewonnen wäre. Zudem faßt der Autor im Rückgriff auf die Gotteserkenntnis in der Tat den bestimmenden Faktor des Lebensbegriffs und bleibt in der Herausformung des Lebensbegriffs selbst stets so nahe am Text, daß die eigentümliche Dynamik und Offenheit des begriffenen Inhaltes von Leben gewahrt ist.

K. H. Walkenhorst S.J.

Geistesgeschichte

Von der Leyen, Friedrich: Das Heldenliederbuch Karls des Großen. (318 S.)

München 1954, C. H. Beck. Ln. DM 8,50. Das Büchlein führt uns zum Ursprung abendländischer Dichtung, zu den Heldenliedern der Vorzeit. Karl der Große hatte diese „uralten Gesänge, die die Taten und Kriege der alten Könige verherrlichten“, sammeln lassen. Seine Sammlung ging jedoch verloren. Feinsinnig bemüht sich der Verfasser nun, aus Fragmenten und historischen sowie literarischen Hinweisen Inhalt und Form dieser Lieder zu rekonstruieren.

Beispiel wird das Hildebrandslied, das im 8. Jahrhundert aufgezeichnet wurde. Dann folgen die Gesänge nach ihrer Stammeszugehörigkeit: Langobarden, Franken, Burgunder und Goten verraten uns ihre geistige Welt. Schließlich geht das Werk auf einige grundsätzliche Fragen ein, so die Fragen nach dem Verhältnis zwischen Heldendichtung und Mythos, Heldendichtung und Geschichte, auf die Frage nach den Ursprüngen und der Verbreitung der Lieder usw.

Trotz des Mangels an Originaltexten kann man sich dem Eindruck dieser elementaren

Welt germanischer Heldendichtung nicht entziehen. Mag auch der Verfasser in der Musik Richard Wagners noch etwas vom Wesen dieser alten Dichtung verspüren, uns will scheinen, daß dem modernen Menschen die gewaltige Kraft dieser Welt nicht mehr eignet.

H. Schade S.J.

Salin, Edgar: Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis. (363 S.) München 1954², Helmut Küpper. Ln. DM 18,50.

Nicht als Mitglied des ältesten Georgekreises, aber doch als Freund der frühen Jünger des Meisters berichtet Salin von seinem persönlichen Verhältnis zu Stefan George, von den Friedrich Gundolf, Norbert von Heltingrath, Wolfgang Heyer, Friedrich Wolters, Karl Wolfskehl, anderen Nebenpersonen und ihrer Stellung zu Stefan George und ihrer eigenen Entwicklung. Den Abschluß bilden Erörterungen über Georges Anschauungen, z. B. über Grade und Formen des Wissens, Geist und Politik, Nietzsche, Hellas und Rom.

So entsteht ein sehr wichtiges Buch zur Erkenntnis Georges, ja zur geistigen Lage seiner Zeit, wie sie sich in der Dichtung und der um Dichtung bemühten Menschen im letzten Jahrzehnt des 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts spiegelt. Sorgfältige Anmerkungen und Ergänzungen erleichtern die wissenschaftliche Benützung des Bandes. Seine Sprache ist am Stil Georges geformt, edel, klar, nicht ohne Gesuchtheit. Salin hat sich die erste Begeisterung des „Jüngers“ bewahrt, der wie damals fragt: „Ist er ein Mensch?“ (295). Die Erscheinung Georges setzt er immer wieder gleich der Platos, Dantes, Shakespeares, und mit Vorliebe der Christi selbst. Er gibt Geschichte und mythologisiert zugleich. Die Verdeutlichung der Bedeutung Georges am Beispiel Christi müßte man blasphemisch nennen, wenn man nicht beachtete, daß für George und für Salin jede religiöse Beziehung zu Christus und dem Christentum geschwunden ist. Er ist zwar das höchste Sinnbild, aber eine rein innerweltliche Erscheinung. Wenn man sich mit diesem Sprachgebrauch abfindet, kann man Salin beistimmen, der George einen „katholischen Nichtchristen“ nennt. „Da christlich an Christus glauben alle andern Götter ausschließt und das Christ-Sein nicht vom Glauben an die Erbsünde zu trennen ist, darum ist George kein Christ gewesen. Aber da das Katholische alle menschlichen, alle natürlichen und alle göttlichen Substanzen barg, die George in der Antike sah und ehrte und als verwandt ergriff, darum hat er nie — wie der ewige Protestant Nietzsche — am Christentum gelitten, sondern hat das Katholische als Erbgut und als Bestandteil seiner neuen Sendung eingeschmolzen“ (271). Mit dem „Evangelisten“ Salin ist nicht zu rechten. Er wird nie zugeben, daß George und seine Jünger (Wolfskehl: „Ich bin dein Knecht;

ich will dein Petrus sein“) trotz der dichterischen Nähe und hoher Begabungen weiterhin ein Kreis unfruchtbarer Jünglinge gewesen sind, die marmorne Bildnisse geschaffen haben, aber nicht zu den echten Quellen des Lebens fanden. Wenn man diese Einschränkung macht, kann man bereitwillig anerkennen, daß sie sich mit hohem Ernst gegen wahre Mißstände im Bereich von Kultur und Literatur wandten, daß sie die Erkenntnis von Dichtung und Dichtern und auch auf andern Wissensgebieten gefördert haben und aus der Geschichte nicht hinwegzudenken sind. Salin bezeichnet es als eine Verheißung Georges, die aber im dämmerigen Zwielt bleiben, daß die Juden das erste, seine Deutschen vielleicht das zweite, gehaßte und verachtete Erlöser-volk (wohl nach einem dritten Weltkrieg) seien (261. 296). Es ist ein Beispiel für seine Jüngerschaft.

H. Becher S.J.

Greiner, Martin: Zwischen Biedermeier und Bourgeoisie. Ein Kapitel deutscher Literaturgeschichte. (339 S.) Göttingen 1953, Vandenhoeck u. Ruprecht. DM 12,80.

Ausgehend von der Goethezeit, der er romantischen Charakter zuschreibt — „Romantik ist die irrationale Phase der europäischen Aufklärung“ (71) —, untersucht Greiner, wie auf dem Grund der Zeit die Dichtung von unten nach oben aufsteigt. Er geht von dem Wiener Volkstheater mit Raimund und Nestroy aus, entwirft ein Bild Grillparzers, zeichnet die Welt der Epigonen an den Gestalten Platens, Zimmermanns und des jungen Heine und zeigt den Weg ins Idyll, den Mörike und die Droste gehen. Er wendet sich dann den Zerrissenen zu, den Christen Dietrich Grabbe und Georg Büchner, schildert die Vertreter des Jungen Deutschland und schließt mit einer Würdigung Heines in Paris, in dem der Zeitgeist sich zusammenfaßt. Greiner ist ein geistvoller und scharfsinniger Analytiker. So ist ihm auch die Darstellung des Jungen Deutschland im allgemeinen und Heinrich Heines am besten gelungen. Aber seine Analytik tötet auch zugleich. Das eigentlich Dichterische, Lyrische und Poetische vermag er doch mehr anzuempfinden. Beweis ist die Art, wie er Grillparzer, Mörike und der Droste gerecht zu werden versucht. Er sagt unglaublich viel Richtiges, auch Neues. Er sagt es auch anschaulich, wenn gleich seine Bilder etwas Demaskierendes an sich haben, wenn er z. B. die großen Romane Gutzkows und seiner Zeitgenossen — richtig — mit schwerkalibrigen Blindgängern vergleicht (254) oder wenn er das Wesen Gutzkows zum Teil aus dem Umstand ableitet, daß er in Berlin, Stallgasse 17, geboren wurde (224). Die pessimistische Grundhaltung, der Zusammenhang von Dichtung und Politik, der Einbruch der Naturwissenschaft und Technik, die Rolle der Wirtschaft, der Aufstieg der Presse, die Wandlung vom